

Historische Bibliothek.

Herausgegeben von der

Redaktion der Historischen Zeitschrift.

Dritter Band:

Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.



München und Leipzig.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

1897.

Vorträge und Abhandlungen

von

Heinrich von Sybel.

Mit einer biographischen Einleitung von C. Barrentrapp.



München und Leipzig.

Druck und Verlag von H. Odenbourg.

1897.

Inhalt.

	Seite
Biographische Einleitung von Conrad Warrentrapp	1
I. Im Düffeldorfer Elternhaus 1817—1834 und auf der Berliner Universität 1834—1838 S. 4. — II. Die An- fänge des historischen Schriftstellers und Dozenten 1838—1845 S. 17. — III. Marburg 1845—1856 S. 40. — Erinne- rungen an Sybel aus den Jahren 1849—1856. Von C. Zeller. S. 73. — IV. München 1856—1861 S. 79. — V. Abge- ordneter und Professor in Bonn 1861—1875 S. 105. — VI. Archivdirektor in Berlin 1875—1895 S. 137.	
Chronologisches Verzeichniß der von Sybel veröffentlichten Schriften .	157
I. Der Operationsplan Friedrichs des Großen für den Feldzug von 1757	175
II. Friedrich der Große im Jahre 1761	188
III. Zur Erinnerung an Jakob Grimm	203
IV. Hassenpflug	216
V. Aus den Berliner Märztagen	236
VI. Die preußische Heeresreform von 1860	262
VII. Leopold Ranke	290
VIII. Georg Waig	309
IX. Julius Weizsäcker	315
X. Giesebrecht und Döllinger	321
XI. Die Gründung und die ersten Unternehmungen der Münchener- Historischen Kommission	336
XII. Pariser Studien	362

Biographische Einleitung.

Nach dem Tode Heinrichs von Sybel wurde in weiten Kreisen die Frage laut, ob sich nicht unter seinen Papieren eine Fortsetzung seines letzten großen Werkes über die Begründung des deutschen Reiches finde. Leider mußte diese Frage verneint werden; um so mehr empfahl es sich, einen Gedanken Sybels auszuführen, den er mündlich geäußert, den auch ein in seinem Nachlaß gefundenes Blatt bekundete. Er hatte danach beabsichtigt, den früheren Sammlungen seiner kleinen Schriften eine neue von „Vorträgen und Abhandlungen“ hinzuzufügen, die er in seinen letzten Jahren verfaßt hatte, und selbst noch einige Stücke bezeichnet, die in einen solchen Sammelband aufgenommen werden sollten. Für die Entscheidung darüber, was außerdem noch in diesem abzdrukken sei, war eine Bestimmung in Sybels Testament maßgebend, durch welche er ausdrücklich untersagt hatte, etwas aus seinem Nachlaß zu veröffentlichen, das nicht von ihm selbst als druckfertig bezeichnet sei; auch hatte er bei Gesprächen über solche Unternehmungen sich öfters für den Grundsatz erklärt, lieber zu wenig als zu viel zu geben. Nach diesen Gesichtspunkten ist die Auswahl der in diesem Band vereinten Aufsätze und Reden getroffen, deren dauernde Erhaltung besonders wünschenswert erschien.

Bedeutenden Beiträgen zur Charakteristik Friedrichs des Großen, zu denen ihn die von ihm geleitete Publikation der politischen Korrespondenz des Königs veranlaßte, und wichtigen

Ergänzungen zu seinem großen Werk über die deutsche Geschichte unseres Jahrhunderts folgen hier Nachrufe, die er hervorragenden Fachgenossen gewidmet hat, darunter auch seine bisher noch nicht gedruckte Gedächtnisrede auf Giesebrecht und Döllinger. Die ansprechenden, klaren und gemütvollen Bilder, die er uns von ihnen entworfen hat, lassen uns zugleich einen Einblick in sein eigenes Denken und Empfinden, in die Anschauungen gewinnen, die er sich in seinen reifsten Jahren über die Aufgabe des Historikers gebildet hatte. Über die Art, wie er selbst für ihre Lösung sich bemühte, waren von seiner eigenen Hand wertvolle Aufklärungen veröffentlicht worden: in dem Bericht, den er bei dem 25jährigen Jubiläum der Münchener Historischen Kommission über ihre Gründung und ersten Unternehmungen erstattete, und in den Aufzeichnungen über die Studien, die er für seine Geschichte der Revolutionszeit in Paris unternommen, und die mannigfachen Eindrücke, die er dabei empfangen hatte. Diese interessanten Erzählungen sind aber auch vielen Sybel nahestehenden Zeitgenossen bisher unbekannt geblieben; so empfahl es sich, auch sie neu zu drucken. Und diese autobiographischen Stücke legten zugleich noch einen anderen Gedanken nahe.

Nach dem Erscheinen einer früheren Sammlung kleiner Schriften von Sybel schrieb ihm Georg Voigt: „Es geht doch deutlich ein Familienzug durch diese Ihre kleinen litterarischen Sprößlinge, den man doppelt lieben lernt, wenn man dem Vater auch persönlich einst näher stehen durfte“. Mit besonderer Stärke dürfte jetzt eine ähnliche Empfindung bei der Lektüre unseres Bandes vielen Freunden und Verehrern Sybels sich aufdrängen. Eben deshalb aber werden sie wünschen, noch mehr über sein Leben und Denken zu erfahren, und auch diesem Wunsch glaubten Sybels Erben, seine beiden Söhne, als sie zur Herausgabe dieser Sammlung sich entschlossen, entgegen kommen zu sollen. So stellten sie mir alle in ihrem Besitz befindlichen Papiere für die Ausarbeitung einer biographischen Einleitung zur Verfügung. Wesentlich wurde dadurch auch die Anfertigung des Schriftenverzeichnisses erleichtert, das Ludwig von Sybel und ich

zusammenstellten, um so einen möglichst vollständigen Überblick über die litterarische Thätigkeit seines Vaters zu geben. Wichtige Hilfe leistete er mir aber namentlich auch bei der biographischen Arbeit; um die Materialien für sie zu vermehren, wandten er und ich uns auch an alte Freunde seines Vaters oder ihre Erben, und zu lebhaftem Dank wurden wir durch ihre freundliche Erfüllung unserer Bitten verpflichtet. In Anmerkungen auf den folgenden Bogen ist darauf hingewiesen worden, wie wichtige Quellen so erschlossen wurden. Leider waren freilich auch manche wertvolle Papiere nicht mehr aufzufinden, und die Durchsicht der vorhandenen bestätigte mehrfach die Wahrheit der Worte, die Sybel einmal einem Freunde schrieb, „daß das 19. Jahrhundert nur gelegentlich zu korrespondieren pflegt, und daß das 18. mit seinen fortlaufenden, die Brieffsteller photographirenden Korrespondenzen in diesem Punkt eigentlich gescheiter war“. Selbstverständlich legte auch das mir geschenkte Vertrauen besonders die Pflicht auf, sorgfältig zu prüfen, was aus den mir mitgetheilten vertraulichen Briefen zur Publikation geeignet sei. Schon Rücksichten dieser Art werden es begreiflich machen, daß die späteren Abschnitte des Lebens Sybels kürzer als die früheren behandelt sind. Auch dürfte es vielen namentlich erwünscht sein, Genaueres über den jungen Sybel zu erfahren, da von ihm naturgemäß nur wenig auch die meisten Derjenigen wissen, denen der Bonner Professor und der Berliner Archivdirektor lebendig vor der Seele steht. Mit Recht ist eine Betrachtung seines Wachstums und Wirkens deshalb als besonders reizvoll bezeichnet, weil darin sich deutlich die litterarische und politische Entwicklung der reich bewegten Zeit deutscher Geschichte wiederpiegelt, an deren hohe Aufgaben er sein Bestes gesetzt hat. Hierfür bedeutjame litterarische und briefliche Äußerungen Sybels und seiner Altersgenossen zusammenzustellen, hielt ich bei dieser Einleitung besonders für meine Aufgabe; irre ich nicht, so liefern sie manche wichtige Erläuterungen auch zu den Aufsätzen Sybels, die in diesem Bande gedruckt sind; möchten sie im Verein mit diesen nicht ungeeignet erscheinen, das Verständnis seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen zu fördern!

I. Im Düsseldorfer Elternhaus (1819–34) und auf der Berliner Universität (1834–38).

Sybel hat davor gewarnt, den Einfluß der Umgebung auf das Denken und Thun bedeutender Menschen zu hoch anzuschlagen; doch hat auch er nachdrücklich auf die Einwirkungen hingewiesen, die auch auf das scheinbar freieste und persönlichste, die Richtung des wissenschaftlichen Gedankens von außen geübt werden, und dankbar pries er namentlich stets die Förderung, die seiner persönlichen Entwicklung die Verhältnisse brachten, unter denen er aufwuchs, und besonders das Elternhaus, in dem er erzogen wurde. Seine Vorfahren waren, wie er selbst erzählt hat ¹⁾, Pfarrer, Scholarchen und Superintendenten in der Grafschaft Mark. Hier war auch sein Großvater, der 1736 geborne Ludolf Florenz Sybel schon in jungen Jahren Subrektor des Gymnasiums in Soest geworden und übernahm dazu, als sein Vater gestorben war, bereits 1760 auch dessen Thätigkeit als Prediger in dem benachbarten Saffendorf. Später wurde er zum Pfarrer an der Petrikirche in Soest erwählt und zum Scholarchen und Inspektor des Ministeriums ernannt; mehr als ein halbes Jahrhundert lang wirkte er in diesen Stellungen eifrig und erfolgreich für das Kirchen- und Schulwesen in Soest und der Börde. Das Interesse für seine

¹⁾ Diese und die im folgenden mitgetheilten Äußerungen Sybels über seine Entwicklung sind zwei autobiographischen Aufzeichnungen entnommen, die er 1877 und 1888 verfaßte, von denen die früheren bereits von Hartung für seinen im Jahrgang 1877 des „Daheim“ über S. veröffentlichten Artikel und von Baillet in seinem Lebensbild Sybels im Oktoberheft des Jahrgangs 1895 der „Deutschen Rundschau“, die späteren von Pflugl-Hartung in seinem ausführlichen Aufsatz im Juniheft des Jahrgangs 1888 von Westermanns Monatsheften benutzt wurden. Die Manuskripte beider Aufzeichnungen befinden sich jetzt im Besitz von S.'s ältestem Sohne; von ihm wurden 1890 Nachrichten über die Soester Familie Sybel veröffentlicht, welche S. 36 ff. genauere Mittheilungen über Heinrich von Sybels Großvater und Eltern, S. 64 ff. Auszüge aus einem Gedentbuch seines Vaters bieten.

Heimat trieb ihn auch zu Forschungen über ihre Vergangenheit; er veröffentlichte Beiträge zur westfälischen Kirchen- und Litteraturgeschichte und hielt einen Vortrag über die Gründung und Geschichte des Gymnasiums zu Soest. Andere Vorträge von ihm bezeugen, daß er nicht nur an seiner märkischen Heimat, sondern auch an dem Staate hing, dem sie im 17. Jahrhundert eingefügt war; er beschäftigte sich mit der „Geschichte des Brandenburgischen Hauses“ und dem „Testament Friedrichs des Großen“; so war er besonders berufen, am Schluß des siebenjährigen Kriegs und wieder nach den Befreiungskriegen die Friedenspredigt in der Soester Petrikirche zu halten. In seinem preußischen Staatsgefühl war er auch dadurch bestärkt, daß er 2½ Jahre in Halle studirt hatte; hier wirkte besonders Semler auf ihn ein und sein Leben lang hielt er an den Anschauungen fest, die er hier in sich aufgenommen hatte. Als er 1811 unter großer Beteiligung der Soester Bürgerschaft sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, sprach er seiner Gemeinde aus, es sei stets sein Wunsch gewesen und solle es auch bleiben, sie „zu wahrer Weisheit und Glückseligkeit zu führen, Euch die Tugend ehrwürdig und liebenswert, das Laster aber in seiner Schande und seinem Schaden darzustellen, Gott in seiner Gnade und Wahrheit in Christo Jesu recht groß und Eure Bestimmung, ihm ähnlich zu werden, recht lebendig und gegenwärtig vorzustellen, Euch immer mehr Hochachtung gegen unseren Erlöser und Lehrer, mehr Menschenliebe, mehr Klugheit im Glück, mehr Standhaftigkeit im Unglück, mehr Frieden der Seele und mehr Trost im Leben und Sterben beizubringen.“ Und noch mehr ist es für seine Anschauungen bezeichnend, daß er in einem Vortrag auf „den Verfall des wahren Gottesdienstes durch Vielgötterei und Aberglauben“ hinwies, in einem anderen forderte, die Regierung solle die Vernunftreligion befördern, und daß schon er die Frage aufwarf, die später seinen Enkel so lebhaft beschäftigte: „Ist durch Revolutionen in den Staaten wahre Verbesserung für das Menschengeschlecht zu erhoffen?“

Seine Anhänglichkeit an den preußischen Staat und seine rationalistischen Anschauungen „nach der Weise der Fridericianischen

Zeit“ erbt von ihm auch sein 1781 geborener Sohn Heinrich Philipp Ferdinand; doch widmete er sich nicht wie der Vater theologischen, sondern juristischen Studien. Erst 23 Jahre alt wurde er bereits 1804 als Professor in Münster angestellt; wie die meisten anderen Beamten blieb er im Dienst auch unter französischer Herrschaft, aber mit Freuden begrüßte er ihren Sturz und die Vereinigung des bergischen Landes, wohin er schon 1811 als Procurator berufen war, mit dem preußischen Staat. Die Thätigkeit, die er seit 1816 als Justiziar an der Regierung in Düsseldorf entfaltete, fand vielfache Anerkennung; er gehörte zu den Beamten der Rheinprovinz, denen 1831 der König den erblichen Adel verlieh. Bei seinem lebhaften Temperament und unerschrockenem Rechtsinn, die sein Sohn ihm nachrühmt, geriet er ein Jahr darauf in einen Konflikt mit seinem Vorgesetzten, der ihn bestimmte, aus dem Staatsdienst auszutreten; doch wurde ihm Genugthuung zu teil, und so wirkte er, zum Ehrenmitglied der Düsseldorfer Regierung. ernannt, wieder als ihr Justiziar. Vornehmlich aber bethätigte er sein lebhaftes politisches Interesse und seine liberalen Anschauungen als Mitglied verschiedener parlamentarischer Versammlungen, des rheinischen Provinziallandtags, der ersten preußischen Kammer und des Abgeordnetenhauses. Er trat dabei in nahe Verbindung mit den Führern der konstitutionellen Partei im Rheinland; mit ihnen beteiligte er sich auch an der Verwaltung der neu begründeten Eisenbahnen und im Rheinland erwarb er auch das Rittergut Haus Isenburg, das er seinem ältesten Sohn bestimmte. Hier und in Bonn verlebte er seine letzten Jahre voll Theilnahme an den politischen Kämpfen und Gedanken seines Heinrich, dessen Rückkehr in die rheinische Heimat ihn besonders erfreute, bis er in hohem Alter im Februar 1870 starb.

Daß der geborene Westfale, der beim Sprechen nicht die heimische Mundart verleugnete, so ganz im rheinischen Land heimisch wurde, dafür war namentlich von Bedeutung die Ehe, die er 1815 mit der Tochter eines angesehenen, wohlhabenden Elberfelder Kaufmannshauses, mit Amalie Brügelmann,

geschlossen hatte. Nach guter alter Elberfelder Art war sie einfach häuslich erzogen; in einer Heidelberger Pension hatte sie dann mannigfache geistige und namentlich ästhetische Anregungen empfangen. Ihren regen und reinen Schönheitsfönn zu entwickeln und zu bethätigen, bot nun der jungen Frau Düsseldorf einen selten günstigen Boden, wo nach den Worten ihres Sohns¹⁾ „auf dem engen Raume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohns musikalisches Genie, durch Immermanns, Uechtrig' und Schnaaes litterarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde“. Für den geselligen Verkehr dieses reichen und fruchtbaren Kreises bildete ihr Haus einen der Mittelpunkte; in herzlicher Freundschaft trat besonders Immermann ihr nahe, an dessen Bestrebungen auch ihr Mann verständnisvoll teilnahm²⁾. Wie „überaus viel“ sie dem Dichter gewesen ist, hat er selbst, hat ebenso seine Frau bekannt, der und deren Kind nach Immermanns frühem Tod Amalie von Sybel das verlorene Elternhaus zu ersetzen suchte. „Ihr unbefangenes und unbestechliches Urtheil“, so schreibt Marianne Immermann über ihre mütterliche Freundin, „verband sich mit weiblicher Empfänglichkeit und mit einem so entgegen-

¹⁾ In seinem Vorwort zu den 1884 veröffentlichten Erinnerungen an Friedrich von Uechtrig S. V.

²⁾ In seinem Gedenkbuch berichtet er, wie er seinem Freunde Immermann oft von dem Schulzen Ewald in Medingsen erzählte, dem Immermann „die Grundzüge zu seinem Hosschulzen im Münchhausen entlehnt hat“. (F. von Sybel, Familie Sybel S. 65.) Diese Notiz ist Johannes Weffden unbekannt geblieben, dessen Aufsatz über die „Entstehungsgeschichte des Münchhausen“ in der 1896 zum 100. Geburtstag des Dichters veröffentlichten Gedächtnisschrift auf Immermann nachweist, wie dieser Mitteilungen von Sybels für seinen Roman verwertete. 46 Briefe Immermanns an Amalie von Sybel sind von ihrer Tochter Luise von Seydlitz dem Goethe- und Schiller-Archiv geschenkt; f. sein Schreiben an sie vom August 1839 in der von Putzig herausgegebenen Biographie des Dichters, die dessen Witwe verfaßte, II, 297 ff. und I, 207 ff. ihre oben zum Teil abgedruckte Charakteristik von Frau von Sybel.

kommenden Verständnis für Menschen und Bücher, daß sie durch dasselbe im Gespräch kaum angedeutete Gedanken und Empfindungen zu voller Kraft entwickelte“. „Nie und nirgends konnte sie sich mit einer Halbheit beschwichtigen und wo ihr diese entgegentrat, mußte sie dieselbe nach einem inneren Trieb enthüllen, unbefangen, schlicht und ruhig, bisweilen die Wahrheit auch in solchen Zügen schnell erkennend, die von anderen unbeachtet blieben. Dies Verfahren hätte sie streng erscheinen lassen, wenn es nicht gepaart gewesen wäre mit einer großen Milde des Herzens, welche ebenso die Entschuldigungen herauszuzehren wußte, wie der Verstand die Mängel erkannte. Weil sie den Zusammenhang von Licht und Schatten schnell in einem Menschen ersah, war sie duldsam gegen die verschiedensten Persönlichkeiten, und es gelang ihr im Verkehr mit denselben leicht zu entdecken, was die eigenthümliche Bedeutung eines Jeden war. An diese hielt sie sich und an einer solchen konnte sie sich freuen, selbst wo sie mit Charakterseiten verbunden war, die ihr unsympathisch blieben. Wo sich aber ihr Herz einmal ergrißen fühlte, da hielt es fest, treu und ohne Wanken, wenn nicht der Glaube an den Freund oder die Freundin durch ganz wesentliche Dinge erschüttert wurde“.

Diesen Eltern wurde am 2. Dezember 1817 ihr ältester Sohn geboren, dem sie die Namen Heinrich Karl Ludolf gaben. Früh trat seine eigentümliche Begabung hervor. Ihm selbst erschien es für ihre Entwicklung besonders förderlich, daß er „schon als Knabe und weiter als junger Mann in der glücklichen Lage“ war alle Eindrücke einer dem Schönen gewidmeten Welt in die begeisterte Seele aufzunehmen“¹⁾, daß es ihm „ver-

¹⁾ So äußerte er sich in dem in der „Kölnischen Zeitung“ vom 16. Mai 1894 abgedruckten Schreiben an den Düsseldorfer Malkasten, zu dessen Ehrenmitgliedern er gehörte; den im Folgenden abgedruckten Satz f. in seinem Vorwort zu den Erinnerungen an Uechtritz u. vgl. auch seine an den Vertreter der Düsseldorfer Akademie bei dem Bonner Universitäts-Jubiläum 1868 gerichteten Worte in dem offiziellen Festbericht S. 28 f.

gönnt war, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innere Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken, und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen teil zu nehmen“. Namentlich hat auch auf ihn Immermann eingewirkt; „ich habe selten“, äußerte er noch 1877, „eine Persönlichkeit wieder gesehen, die jedem Begegnenden in solchem Maße den Eindruck geistiger Superiorität bei hinreißender Liebenswürdigkeit und Frische erweckte“; auch für ihn wie für seinen Freund Windscheid waren Immermanns Gespräche „von anregendster Art, nie ohne Neues zu geben oder doch das im Geist Schlummernde zum Bewußtsein zu bringen oder endlich das Unklare und Verwirrene zu klarem Verständnis zu erheben“¹⁾.

Welch tiefgreifende Anregungen einer empfänglichen Jünglingsnatur die damaligen Düsseldorfer Verhältnisse boten, hat treffend einer der begabtesten Schüler Schadows, hat Eduard Bendemann hervorgehoben²⁾; eben mit ihm, dem etwas Älteren, schloß schon hier der junge Sybel ein nahe Freundschaftsverhältnis, an dem Beide ihr Leben lang festhielten, und ebenso mit dem gleichfalls 1817 in Düsseldorf geborenen Bernhard Windscheid. Mit ihm fand er auf dem Gymnasium sich zusammen, das, als er noch nicht ganz 9 Jahre alt 1826 in seine unterste Klasse eintrat, von Theodor Brüggemann³⁾ geleitet wurde. Er war nach Düsseldorf von Karl Wilhelm Kortüm berufen; zusammen mit diesem und Kohlrausch wirkte er als Lehrer für einen neuen Aufschwung der Anstalt, an deren Spitze er dann nach Kortüms

¹⁾ So Windscheid in einem Brief an Sybel vom 10. März 1840.

²⁾ In dem von Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts 3, 290 ff. abgedruckten Brief vom 6. November 1880.

³⁾ Vergl. über Brüggemann Wiese in der Allg. deutschen Biographie 3, 407 ff.; Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 298 f. und das 1860 veröffentlichte Lebensbild von K. W. Kortüm S. 32 f. 51 f. Hier wird S. 63 bei der Schilderung von Kortüms Leben in Düsseldorf auch das ihm befreundete Haus „des damaligen Regierungsrats von Sybel erwähnt, dessen geistvolle Gattin jedes Schöne pflegte“; als ihr Sohn in Berlin studierte, fand er an Kortüm, der dort seit 1830 im Kultusministerium wirkte, einen so wohlwollenden Gönner, daß er ihm seine Dissertation widmete.

Ernennung zum Schulrat gestellt wurde; unterschieden er und sein Nachfolger Wöllner sich in ihren religiösen Anschauungen von dem Protestantent Kortüm, so bemühten doch auch sie sich wie dieser vor allem Begeisterung für das klassische Altertum ihren Schülern einzuflößen. Aufrichtige Dankbarkeit hat deshalb Sybel ihnen stets gezollt; wie ihn die Klassiker interessierten, bezeugen einige in seinem Nachlaß gefundene Hefte, Versuche einer Übersetzung der Antigone und anderer griechischer und lateinischer Dichtungen. Andere Papiere zeigen, wie er sich auch mit der deutschen Litteratur beschäftigte; lange Stellen schrieb er aus Dichtung und Wahrheit und auch aus dem Prinzen von Homburg sich ab; in selbstgedichteten Jamben suchte der Bierzehnjährige die Eindrücke wiederzugeben, die er zwei Jahre zuvor auf einer Reise nach Tirol empfangen hatte. Vor allem aber trat, wie er selbst erzählt, „der Eifer für historisches Wissen schon damals bei mir hervor. Als Primaner plagte ich wohl den trefflichen Fachlehrer mit kritischen Fragen, die er zu beantworten nicht die Mittel hatte; ich war unersättlich in der Lektüre sowohl poetischer als historischer Schriften. Niebuhrs römische Geschichte machte mir den mächtigsten Eindruck; dann fand ich etwas später auf der städtischen Bibliothek Burkes Werke, die für meine politische Richtung von dauerndem Einfluß waren“. Wie schon in den Zeugnissen über seine Leistungen in den einzelnen Klassen, wurden daher auch in dem Reisezeugniß, das er sich, noch nicht 17 Jahre alt, im Herbst 1834 erwarb, seine „genauen sicheren und umfassenden Kenntnisse in Geschichte, Geographie und Chronologie“ besonders gerühmt; ebenso wurde seine gründliche und leichte Auffassung und gewandte Übersetzung griechischer und lateinischer Schriftsteller anerkannt; da er „die ganze Schulzeit hindurch durch pünktliche Beobachtung der Schulgesetze, durch freundliches und zuvorkommendes Wesen, durch Bescheidenheit und sittlichen Ernst jedem, der zu ihm in Beziehung trat, sich empfohlen“ und „bei guten Anlagen allen Gegenständen des Unterrichts sich mit Fleiß und Anstrengung gewidmet und eignen Trieb und Liebe zu den Wissenschaften bewiesen hatte“, entließ ihn die Prüfungs-

kommission „unter Bezeugung ihrer besonderen Zufriedenheit und mit der begründeten Hoffnung, daß er auf dem so rühmlich betretenen Wege fortschreiten und überall Gediegenes und Treffliches leisten werde“.

Als die Fächer, die er studieren wollte, hatte er Philosophie und Geschichte bezeichnet; zu ihrem Studium wandte er sich nach Berlin zu Ranke. Vielleicht darf man vermuten, daß auch zu diesem Entschluß ihn Immermann mit bestimmte, daß er zuerst im Sybel'schen Haus auf den großen Historiker hinwies, dessen historisch-politische Zeitschrift ihn auf das Höchste angeregt und dessen kritische Untersuchung über die Verschwörung gegen Venedig ihn an Lessing erinnert und auch durch die lebhafteste und schöne Darstellung gefesselt hatte. Gleich in seinem ersten Semester hörte Sybel nicht nur Rankes Vorlesung über die Geschichte des Mittelalters, sondern nahm auch an den seit 1833 von ihm eingerichteten historischen Übungen teil. Wie sehr er Rankes geniale Kraft bewunderte und wie viel er ihm dankte, hat er nicht nur in seiner unten abgedruckten Gedächtnisrede bekannt. Bei dem 50jährigen Doktorjubiläum des verehrten Lehrers schrieb er 1867 als „treuer Schüler“ dem *historicorum Germaniae principi*, wie nach seinem Vorschlag Ranke in dem offiziellen Gratulationsschreiben der Bonner Fakultät genannt war: „Wie so vielen Anderen haben Sie auch mir die Wege zur Wissenschaft gewiesen, Sie sind mir stets das überlegene und antreibende Vorbild geblieben, Sie haben mich fort und fort mit thätiger und erfrischender Freundschaft gefördert. Es ist mir eine erquickliche Freude, heute an die Tage zurückzudenken, wo ich als junger Student dort in Ihren Arbeitsräumen in der Jägerstraße die ersten und als solche kräftigsten Anregungen empfing und sich ein ganz neuer und unabsehbarer Gesichtskreis vor den Blicken des Anfängers eröffnete. Ich habe keinen lieberem Gedanken, als die Hoffnung, daß auch Ihnen eine solche Erinnerung erfreulich und mein Name auf der langen Liste Ihrer Schüler Ihnen wert bleiben möge.“ Und als sieben Jahre darauf ihm Ranke mitteilte, Sybel sei der Orden *pour le mérite* verliehen, und dabei

ihrer alten Beziehungen gedachte, antwortete ihm Sybel am 1. Juni 1874, noch mehr als der Orden habe ihn Kantes Brief erfreut. „Daß mir jene Morgenstunde in der Jägerstraße unvergeßlich geblieben, von der mein wissenschaftliches Leben seinen Anfang genommen, das versteht sich von selbst. Daß aber auch Sie ein freundliches Andenken daran bewahrt haben, das ist mir jetzt in alten Tagen ein neues rührendes Zeichen von der Güte und dem Wohlwollen, womit Sie mich vierzig Jahre hindurch gestärkt, gespornt und verwöhnt haben. Sie sind nicht bloß durch wissenschaftliche und pädagogische Kraft zum Lehrer und Meister geboren; auch Ihre warme Gefinnung ist es, mit der Sie Ihre wissenschaftlichen Söhne und Enkel mit dem Gefühl erfüllen, daß es ihr bester Stolz ist, zur Kanteschen Schule zu gehören. Und wenn Sie erklären, daß ich der Schule keine Schande gemacht, so verlange ich keinen besseren Lohn.“ In ähnlichen Worten charakterisierte Sybel bei Kantes 90. Geburtstag seine pädagogische Meisterchaft und warmerherzige Gefinnung. „Sie waren“, sagte er ihm damals¹⁾, „nicht gerade ein nachsichtiger Lehrer: sparsam im Lob und ganz bestimmt im Tadel. Aber Lob und Tadel waren immer so formuliert, daß eins wie das andere nur ein Sporn zu verdoppelter Anstrengung wurde.“ Es begreift sich, daß bei solchem Lehrer der junge Student lebhaft empfand, wie viel er zu lernen hatte, besonders da er in den historischen Übungen eifrige und begabte Genossen fand, die an Lebens- und Studienjahren älter als er, schon länger an ihnen teilgenommen hatten. „Ich lernte“, erzählte er, „hier Waiz, Giesebrecht, Dönniges und Wilmanß kennen; sie waren vier oder fünf Semester älter als ich und mir sehr überlegen; ich kam mir entsetzlich als Anfänger vor;

¹⁾ S. die von Toeche 1886 zusammengestellten Ansprachen und Zuschriften zum 21. Dezember 1885 S. 19 u. vgl. auch Sybels Antrittsrede in der Berliner Akademie in deren Monatsberichten 1876 S. 412 ff. In der ersten Beilage der „Vossischen Zeitung“ vom 21. Dezember 1895 wurde ein dann freilich später nicht angenommener Entwurf Sybels zu einem Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin für Kante mitgeteilt; auch hier hob S. neben Kantes schriftstellerischen Leistungen seine „unvergleichliche Lehrtätigkeit“ hervor.

an ein Rivalisieren mit ihnen war nicht zu denken.“ So wurde er auch dadurch bestimmt, sich „mit unbegrenztem Interesse dem Impulse zu überlassen, den ihm Savignys Vorlesungen nach der juristischen Seite gaben“.

Was für die historischen Studien Savigny bedeutete und wie seine „würdige“ Persönlichkeit wirkte, der „wie von Natur der Begriff des *καλόν κάγαθόν* eingepflanzt“ war, hat kein Geringerer als Ranke nach dreißigjährigem vertrautem Umgang betont; auch seine beiden bedeutendsten Schüler hat neben ihm kein anderer ihrer Lehrer so gefesselt als Savigny. „Sein Vortrag, sagt Waitz in seiner Autobiographie, ist mir wie vielen das unübertroffene Muster akademischer Lehre geblieben“; ganz ähnlich erklärte Sybel in Aufzeichnungen von 1888: „Noch heute halte ich Savigny für den vollendetsten akademischen Lehrer des 19. Jahrhunderts. Halb zufällig ging ich einmal in sein Kolleg um mir den berühmten Mann anzusehen; die Wirkung war so ergreifend, daß ich Institutionen und dann Pandekten zweimal bei ihm hörte.“ „Mit Überraschung wurde ich inne, welche Fülle ethischen und kulturgeschichtlichen Reichtums das wegen seiner Trockenheit verrufene Pandektenstudium birgt und mit welcher klassischen Meisterschaft und Klarheit der verehrte Lehrer diesen edlen Kern genießbar zu machen wußte.“ „Hier ging mir die Wahrheit auf, daß ein volles Quantum juristischer Bildung die unerläßliche Bedingung für die Erkenntnis und Darstellung politischer Geschichte ist. Ich griff die Sache mit Nachdruck an, hörte — außer Savignys Vorlesungen — römische und deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht (bei Klenze und Köstler), und als Windscheid nach Berlin kam, wurde halbe Nächte lang das *corpus juris* zwischen uns hin und hergewälzt.“ „Übel war es, fügt Sybel hinzu, daß ich nicht gleichen Fleiß auf die Philosophie verwandte.“ Wohl hörte er Steffens und rühmte seinen geistreichen, lebendigen Vortrag; „er hantiert“, schrieb er nach Hause, „immer mit den größten Gesichtspunkten, mit den höchsten Prinzipien der Dinge, und doch ist es nie etwas abstrakt Totes, nie eine leere Form“, aber wie er später urteilte,

mußte er nicht viel damit anzufangen, und auch Hegels Werke die er mit Ausdauer studierte, vermochte er nicht zu bewältigen. Noch weniger Zeit widmete er philologischen Vorlesungen; erst in seinem letzten Semester hörte er bei Böckh griechische Altertümer. Dagegen besuchte er drei Semester lang Karl Nitters geographische Kollegien und in einem auch Mitscherlichs Vorlesung über Chemie.

Neben den wissenschaftlichen bot ihm Berlin aber auch mannigfache künstlerische Anregungen. Als Freund von Eduard Bendemann wurde er in dessen Elternhaus herzlich aufgenommen; er schloß auch mit Eduards älterem Bruder Emil vertraute Freundschaft, und wie in diesem Haus sein Sinn für bildende Kunst, wurde sein Sinn für Musik in dem Hause Mendelssohn entwickelt, in das er durch Felig eingeführt wurde und in dem besonders Rebekka Dirichlet ihn in „liebenswürdiger Weise verzog“. „Noch weiter“, berichtet er, „kam ich durch einen Düsseldorfer Schulgenossen, einen musikalisch hochgebildeten Mediziner, in musikalisches Treiben hinein, wo freilich manche gute Stunde in lustigem Kunstgenuß verzettelt wurde; dafür gewann ich durch den trefflichen S. W. Dehn gründliche Einsicht in Theorie und Geschichte der Musik.“ Sorgsam hat er das Heft aufbewahrt, das er nach Dehns Vorträgen über Musikgeschichte nachgeschrieben hatte, und gern noch im Alter von seinem damaligen musikalischen Studien erzählt.

Belehrt und erfrischt durch so verschiedenartige Eindrücke, wandte er sich in seinen letzten Semestern mit erneuertem Eifer Rankes Vorlesungen und Übungen zu. An ihnen nahm er teil, auch während er von Frühjahr 1837—1838 als Einjährig-Freiwilliger bei dem 2. Garde-Ulanen-Regiment diente. Hatten seine früher genannten Genossen an den Übungen damals ihre Universitätsstudien schon abgeschlossen, so trat ihm jetzt hier der spätere Minister Delbrück nahe, der noch bei Sybels Tod in warmen Worten der glücklichen Jugendzeit gedachte, in der sie hier zusammen in die Quellen zur Geschichte des ersten Kreuzzugs sich vertieften. Wie auf diese wurde Sybel durch Ranke auch auf den ältesten deutschen Historiker, den Gothen

Jordanes hingewiesen; über seine Quellen und seine Glaubwürdigkeit schrieb er seine Dissertation. In dem Urtheil, das Ranke über sie der Fakultät¹⁾ erstattete, rühmte er nicht nur den „gründlichen Fleiß“ des Verfassers: war er nicht mit allen Behauptungen Sybels einverstanden, so erkannte er doch an, daß bei dessen Untersuchung „einige neue und merkwürdige Resultate zum Vorschein kamen“. Ähnlich äußerte er sich in einem Brief an Waitz; eingehend besprach dieser in den Göttinger gelehrten Anzeigen die durch „gelehrten Fleiß und Scharfsinn“ ausgezeichnete Abhandlung, und hob namentlich hervor, wie treffend in ihr auf den Sinn aufmerksam gemacht war, in dem Jordanes sein Werk schrieb. Der hier zuerst erbrachte Nachweis, daß dieser durch eine bestimmte politische Tendenz geleitet wurde, ist auch durch spätere Forschungen bestätigt, die an anderen Punkten, wie Sybel selbst später ausführte, seine Ansichten berichtigten, und so haben noch ein halbes Jahrhundert später auch Mommsen und Wattenbach mit Anerkennung der Erstlingschrift Sybels gedacht. Bei seiner mündlichen Prüfung ging Ranke auf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ein, wodurch er, wie im Protokoll bemerkt wurde, „Gelegenheit hatte, nach Zuständen und Ereignissen vieler Jahrhunderte zu fragen. Der Kandidat zeigte sich sehr gut bewandert, und in ziemlich vollständigem Besitze des gesamten Materials; besonders muß ihm zugestanden werden, daß er den Inhalt der Vorlesungen, die er besucht, sehr gut inne hatte; außerdem zeigte er aber auch eigenes Urtheil und Talent zu höherer Auffassung.“ Sein selbständiges eigenes Urtheil

Aus ihren Akten theilte mir freundlichst Max Lenz die über Sybels Dissertation und Examen gefällten Urtheile mit. Danach bestand er die mündliche Prüfung cum laude; seine Dissertation wurde als docta bezeichnet. Die Recension von Waitz s. im 3. Bd. des Jahrgangs 1839 der Göttinger gelehrten Anzeigen S. 769 ff., das Urtheil von Mommsen in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Jordanes S. XXIII. Unter Sybels späteren Äußerungen über Jordanes sind außer den bezüglichen Abschnitten seines Buches über die Entstehung des deutschen Königtums sein Nachwort zu seinem Aufsatz über Geten und Goten und seine Besprechung der Schriften von Schirren und Rüpke (Nr. 35 u. 68 des Schriftenverzeichnisses) besonders beachtenswerth.

trat namentlich in den Thesen hervor, die er zusammen mit der Dissertation am 28. April 1838 öffentlich verteidigte. Auch wer Bedenken trägt, aus den zur Debatte gestellten Sätzen des jungen zwanzigjährigen Doktors zu weitgehende Folgerungen zu ziehen, wird doch nicht für bedeutungslos ansehen, welche Fragen und wie Sybel sie hier behandelte. Seinen musikalischen Interessen entsprach es, daß seine vier letzten Thesen sich mit Problemen der Musikgeschichte beschäftigten; mit Recht ist aber namentlich auf die ersten sechs für seine Charakteristik wichtigen allgemeinen Sentenzen hingewiesen. Wie erwähnt, hatte er juristischen Studien viel mehr Zeit und Kraft als philosophischen gewidmet; weniger als die älteren Genossen des Kreises politischer Historiker, dem sie alle später angehörten, als Drohsen und Duncker, die beide noch zu Hegels Lebzeiten die Berliner Universität bezogen hatten, war er von dessen Philosophie berührt; doch betonte auch seine erste These die Notwendigkeit philosophischer Auffassung für den Geschichtschreiber. Schon hier hob er auch hervor, daß die Geschichtschreibung blühe, wenn ihre Objekte in Blüte stehen, daß die Sagen streng von der Geschichte zu scheiden und nur für die Erkenntnis der Zeit zu verwerten seien, in der sie entstanden und verbreitet wurden, daß von den Menschen und nicht von den Institutionen die Gesichte der Völker abhängen. In dieser letzten und der weiter noch von ihm aufgestellten These, daß der Geschichtschreiber cum ira et studio schreiben solle, ist ein sprechender Beweis dafür gesehen, wie sehr Sybels Art von der seiner großen Berliner Lehrer sich unterschied. Treffend sagt Meinecke¹⁾: „Er lernte von ihnen, aber er ging nicht in ihnen auf“, und ebenso äußert Baillet, Rante habe Sybel „zum

¹⁾ In seinem Nekrolog Sybels in der Historischen Zeitschrift 75, 391; Baillets Worte s. in der Deutschen Rundschau a. a. O. S. 61. Vielleicht hat auf die Aufstellung von S.'s sechster These auch Immermann eingewirkt, der in der Geschichte „nur eine Biographie der Helden, Könige, Genies und Propheten“ sah, da er erkundet hatte, „daß jeder wahrhaftige Impuls, den die Menschheit bekommen, immer aus dem Haupte eines Einzigen geboren wurde“.

Reich der Wissenschaft das Thor erschlossen; seinen Weg darin hat er sich selbst gesucht, seinen Platz sich selbst errungen“. Deutlich zeigt dies seine weitere Entwicklung.

II. Die Anfänge des historischen Schriftstellers und Dozenten. (Bonn 1838—1845).

Die Studien über mittelalterliche Geschichte, zu denen Sybel als Student angeregt war, setzte er als junger Doktor fort. Um sie besser betreiben zu können und um zur Habilitation sich vorzubereiten, siedelte er noch in dem Jahre seiner Promotion, im Herbst 1838 nach Bonn über. Hier fand er „an dem Freund des Düsseldorfer Kunstkreises Johann Wilhelm Loebell einen wohlwollenden Gönner“. Schon in dem ersten Brief, den er aus seinem neuen Wohnort an seine Eltern schrieb, erzählte er ihnen von einem langen historischen Gespräch mit Loebell, das „von der Teilung Polens beginnend uns bis zu den tragischen Notwendigkeiten der Geschichte, dem Konflikte zweier gleichstarker und doch entgegengesetzter Rechte hinführte“, und in dem Loebell ihm „mehrere neue Gesichtspunkte gab“. Er äußerte sich schon damals mit voller Klarheit über die Gründe, die eine Wirkung der Loebellschen Kollegien auf größere Kreise erschwerten¹⁾; bei ihrem weiteren Verkehr empfand er immer

¹⁾ „Er hat“, schrieb er, „eine entschieden polemische Richtung gegen hundert Gottheiten des Tages und Ortes, als da sind, eine Art des neueren Liberalismus, Napoleon, Polen u., ohne seinerseits eine andere energische und glänzende Einseitigkeit dafür aufzustellen und damit zu imponiren. Seine Unparteilichkeit im weitesten Sinn, sein Satz, daß zwei sich feindliche Rechte beide Recht haben, ist aber als bloße Assertion für ein Kollegienpublikum nicht gemacht; er ist viel zu wissenschaftlich gründlich, als daß eine andere als eine ebenso gründliche Darlegung seine Vorzüge klar machen könnte. Daß aber eine solche überhaupt in jedem Auditorium weniger Glück macht, als eine spirituelle, glänzende, imponierende, das ist Loebells Unglück.“

lebhafter die Verschiedenheit ihrer beiden Naturen; um so dankbarer aber erkannte er an, wie sehr die Gespräche mit Loebell seine Studien förderten. Um sich größere Klarheit über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu verschaffen, zeichnete er schon früh Bemerkungen über historische Kritik auf, bei denen er bereits einige der später von ihm bestimmter formulierten Gedanken „über die Gesetze des historischen Wissens“ entwickelte; er gab sie Loebell zu lesen, der bei ihrer Erörterung sein „feines, durchdringendes, man möchte sagen, genießendes Verständnis“¹⁾ für die hier behandelten Probleme bewies. Er trieb Sybel auch an die gerade für diese methodischen Fragen bedeutsamen Untersuchungen über die Quellen des ersten Kreuzzuges fortzusetzen und zu veröffentlichen, zu denen Ranke ihn angeregt hatte. Dieser hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die für die Folgezeit maßgebende Darstellung des Wilhelm von Tyrus und die von ihm benutzten Erzählungen Alberts von Aachen manche Bedenken erregten und mehr Gewicht als ihnen den Mitteilungen der Augenzeugen beizulegen sei. Von seinen Winken geleitet unternahm nun Sybel ein eindringendes kritisches Studium sämtlicher sehr verschiedenartiger Berichte über den Kreuzzug. Da die in Bonn befindlichen litterarischen Hilfsmittel ihm hierfür nicht genügten, arbeitete er monatelang auf der Darmstädter Bibliothek, deren reiche Schätze ihm in liberalster Weise zugänglich gemacht wurden, und obgleich er sich nicht auf diese Studien beschränkte, förderte er dennoch die Arbeit so rüstig, daß er noch vor Ende des Jahres 1839 die kritischen Untersuchungen, die ihren ersten Teil bildeten, im Manuskript

¹⁾ In diesen Worten hob Sybel 1867 Loebells eigentümliche Vorzüge in seiner Rede über drei Bonner Historiker hervor; in der Vorrede, durch die er die zweite Auflage von L.'s Gregor von Tours einführte, bekannte er dankbar, daß es Loebell war, der „mir bei der Ausarbeitung meines ersten Buches unermüdblich mit einsichtigem Beistand zur Hand ging, der meine Scheu vor dem Eintritt in die Welt der gedruckten Litteratur frisch ermutigend überwand, der nach meiner Habilitation alles that, um aus dem beginnenden Docenten sich selbst, wenn möglich, einen tüchtigen Konkurrenten großzuziehen.“

an seinen Vater und durch dessen Vermittelung an Ranke schicken und schon im folgenden Jahr sein ganzes Buch über den ersten Kreuzzug drucken lassen konnte.

Ranke hatte bereits in den ersten ihm mitgetheilten Abschnitten „sehr vieles gute und treffend Bemerkte über die einzelnen Berichte der Augenzeugen“ gefunden¹⁾; mit Rücksicht auf seine Einwendungen hatte Sybel in seiner Würdigung Alberts von Aachen einiges anders formuliert; sehr erfreute ihn nun zu hören, wie reiches Lob der verehrte Lehrer dem vollendeten Werke spendete, mit wie anerkennenden Worten er es seinen Studenten und dem Minister empfahl. Nachdrücklich hoben auch Historiker, die in keiner persönlichen Beziehung zu Sybel standen, die Bedeutung seiner Leistung hervor. Seine „tüchtigen Studien“ und seinen großen „nicht blinden Fleiß“ rühmte

¹⁾ S. seinen in seinen S. W. 53/44, 311 f. gedruckten Brief an S. vom 25. April 1840; als dieser ihm am 20. Januar 1841 ein Exemplar seines Buchs übersandte, bemerkte er, es würde ihn „sehr erfreuen, wenn die Abschnitte über Albert und Wilhelm in der jetzigen Gestalt dem Sinne Ihrer damaligen Ausstellungen entsprächen, besonders, wenn Sie fänden, daß bei Albert die Absicht klar genug zu Tage tritt, hier in der Einleitung solle nur festgestellt werden, daß bei etwaigem Widerspruch die Gosta etc. vorgehen müßten, daß das Vorhandensein eines solchen Widerspruches aber erst bei der Geschichtserzählung selbst erörtert werden solle“. Ausdrücklich machte er Ranke dann noch auf das letzte Kapitel und die Weissage über Anna Comnena aufmerksam. Voll Freude schrieb dann am 8. März 1841 ein gemeinsamer Freund von Sybel und seinem Schwager Seydlig an diesen, Ranke habe sich dem Minister Eichhorn gegenüber über S.'s Buch dahin ausgesprochen, „daß daselbe eine ganz ausgezeichnete Leistung sei, welche die größte Aufmerksamkeit sich in Anspruch nehmen müsse, daß er stolz sei, den Verfasser seinen Schüler nennen zu können. Er hat des Lobes nicht satt werden können. Ich habe diese Worte aus dem Munde eines unparteiischen Ohrenzeugen, des Sohnes des Ministers.“ Seydlig sandte die frohe Meldung an Sybel weiter, „mit dem Bemerkten, daß Ranke sich auch in der Universität vom Katheder herab sehr günstig über Dein Buch geäußert und es den Studiosen dringend zum Lesen wie Nachseiferung empfohlen hat“. Wie schon Baillet erwähnte, sprach im Juli 1841 Ranke auch in einem amtlichen Gutachten, um das ihn Eichhorn ersuchte, „mit voller Überzeugung aus, daß sich von dem so jungen Verfasser vieles Gute erwarten läßt und daß er aller Aufmunterung würdig ist“.

Schlosser¹⁾, so klar auch bei diesem Anlaß sein Unterschied von der hier befolgten Methode und Form der Geschichtsschreibung sich zeigte, und eingehend besprach der hier zum Urtheil besonders berufene Stenzel Sybels Buch, das ihm mehr als irgend eine Schrift eines anderen Schülers von Ranke „dem Geist und selbst der Manier des Lehrers zu entsprechen“ schien. „Fast jede Seite erinnert daran, ohne daß man an Nachahmung denken muß, so natürlich tritt alles hervor.“ Namentlich in dem ersten Teil, der Kritik der Quellen fand Stenzel „ganz Rankes Art, Geschick in der Anordnung, geistvolle Auffassung, Beherrschung des Stoffs, Geschmack in der Ausführung ohne peinliche gelehrte Pedanterie, ja eher zuweilen ein sich etwas bequem Gehenlassen. Es ist diesen sonst so trocken behandelten Gegenständen überall die interessantere Seite abgewonnen, und sie lesen sich besser als sonst irgendwo; indem einzelne bedeutende Stellen hervorgehoben, nach Umständen mit anderen verglichen und die Ergebnisse klar und mit lebhaftem Ausdruck vorgelegt werden, erhält man ein ungemein anschauliches Bild von dem Wesen und der Natur der einzelnen Schriftsteller.“ Und wie bei ihrer Kritik rühmte Stenzel auch bei der durch sie begründeten Darstellung der Geschichte und Sagen des Kreuzzuges des Verfassers geistvolle Auffassung und sein Verdienst, „das Wesentliche vom Unwesentlichen geschieden und den Kern im Auge behalten zu haben“. Dies Lob aber wog um so schwerer, da Stenzel in wichtigen Punkten Bedenken gegen Sybels Ansichten äußerte, eingehend erörterte, weshalb er den Unterschied zwischen dem normannischen Bericht der Gesten und dem des Provenzalen Raimund von Agiles für nicht so groß hielt als Sybel und einigen von dessen Bemerkungen gegen die Glaubwürdigkeit Alberts von Aachen nicht zustimmte, weshalb ihm

¹⁾ S. seine Besprechung in den Heidelberger Jahrbüchern Jahrg. 1841 S. 407 ff., die von Stenzel in der Neuen Jenaischen Litztg. Jahrg. 1842 1, 541 ff. und die von Hüster im 14. Bd. der von der Bayer. Acad. herausgegebenen Gelehrten Anzeigen Sp. 233 ff. Auf die beiden letzteren antwortete Sybel in seiner Rezension des Buchs von Prat über Peter den Einsiedler im Jhg. 1843 der Neuen Jenaischen Litztg. S. 458 ff.

hier und sonst die Farben „zu grell aufgetragen zu sein“ schienen. Trotz solcher Mängel, erklärte Stenzel, bezeichne Sybels Werk einen bedeutsamen Fortschritt der Wissenschaft, und glänzend ist dieses Urteil durch die spätere Literatur gerechtfertigt worden. Dieser Fortschritt wurde herbeigeführt nicht nur durch die Schärfe in der Sonderung sagenhafter von historischen Berichten, auch durch die Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher der Verfasser die wichtigsten Persönlichkeiten und Ereignisse beurteilte. Er bewies nicht nur die Unhaltbarkeit der legendarischen Erzählungen, nach denen Peter von Amiens das Abendland zu dem Kreuzzug aufgerufen und unter seinen Führern sich Gottfried von Bouillon als Feldherr ausgezeichnet hatte: er stellte die Bedeutung der Kräfte und Persönlichkeiten in helles Licht, die in Wahrheit maßgebenden Einfluß auf den Ursprung und Verlauf des Kreuzzugs geübt hatten, der asketischen Strömung des elften Jahrhunderts, der Thätigkeit Papst Urbans II. und Boemunds von Tarent. War die im vorigen Jahrhundert herrschende Auffassung der Kreuzzüge im Anfang des unseren durch Wilkens gelehrtes und von Sympathie für das Mittelalter erfülltes Werk überwunden worden, so traten seiner romantischen Anschauung nun siegreich Sybels kritische Forschung und politisches Urteil entgegen. An die bezeichnenden Worte, in denen er Wilkens Vorzüge und Mängel charakterisirte, knüpfte freilich sofort auch der Widerspruch an, den schon gegen dieses erste Buch Sybels ein ultramontaner Historiker erhob. Constantin Höfler glaubte bei ihm „die einzelnen Schriftsteller unter dem Messer des Anatomen erliegen zu sehen, der durch die Vivisektion dem Sitz der menschlichen Seele nahe zu kommen hofft“, und warf ihm vor, daß er bei seiner Darstellung der mittelalterlichen Askese Görres' „Mystik“ nicht berücksichtigt habe. Sybel antwortete ihm, er habe es nicht gethan, „weil ich sie kannte. Da mich das Buch einmal nicht bekehrt, da es im Gegenteil mich recht gründlich von seinen Prinzipien entfernt hatte, so blieben für mich alle seine Vorzüge totes Material, mächtige Steine in einem Gebäude von unverständlichem Auf- und verkehrtem Grundriß“.

Die dies sein Erstlingsbuch auszeichnenden Eigenschaften hat Sybel wie in seiner weiteren schriftstellerischen, auch in seiner akademischen Wirksamkeit bewährt. Er hatte sie noch vor Vollendung des Druckes seines Werks im Herbst 1840 begonnen. Schon im Sommer hatte der erst Zweiundzwanzigjährige sein Gesuch um Habilitation bei der Bonner philosophischen Fakultät eingereicht; nach dem Vorschlag von A. W. Schlegel und Voebell wurde er darauf zu einer Probevorlesung über „die politischen und Kulturverhältnisse des mit den Europäern zunächst in Verührung gekommenen Morgenlandes um die Zeit der beginnenden Kreuzzüge“ aufgefordert; nach dem an sie angeknüpften Colloquium ward einstimmig seine Zulassung beschlossen. Am 7. November hielt er dann seine Antrittsrede über Erzbischof Adalbert von Bremen; sie trug, wie Voebell in den Akten¹⁾ bemerkte, „durchgehends die Spuren eines tüchtigen Quellenstudiums und bezeugte eigentümliche Auffassung und eindringendes Urteil“; auch E. M. Arndt war mit „dem Inhalt und der Vortragung sehr zufrieden“. Unmittelbar darauf begann Sybel sein Kolleg über die ihm seit seinen Studien über Jordanes besonders vertraute Völkerwanderung. Er fand dafür sechs Zuhörer; „das ist, schrieb er an Ranke.

¹⁾ Diese wie die anderen auf Sybels Habilitation bezüglichen Fakultätsakten hat freundlichst Karl Menzel für unsere Einleitung ausgezogen. Danach urteilte Voebell, daß Sybel sich bei seinen Antworten im Colloquium „überall so bewandert zeigte, wie man es nach der Gelehrsamkeit und der Kritik, die in seiner Abhandlung hervortreten, erwarten konnte“. Nur an der „Darstellung und dem Wortausdruck seiner Abhandlung“ nahm der seit der Gründung der Bonner Universität an ihr als Professor der Philosophie und schönen Litteratur wirkende Ferdinand Delbrück Anstoß und empfahl ihm „Sorgfalt für die Reinheit der Sprache“. In seiner behaglich launigen Art erzählte Sybel noch im Alter, wie ich nach einer Aufzeichnung von F. Meinede mitteilen darf, von Delbrücks Zensur seines Stils. Dieser habe einen langen Bogen aus der Tasche gezogen und gesagt: „ich finde es bedauerlich, ja ich muß sagen, es erfüllt mich mit tiefem Schmerz, daß Ihre Arbeit so unendlich viele Fremdwörter enthält. Hier ist das Verzeichniß davon. Da sprechen Sie z. B. von Kavallerie. Könnten Sie die Gründe angeben, die Sie bewogen haben, das gute deutsche Wort Reiterei nicht anzuwenden?“ u. s. w.

ein bescheidener Anfang, dem glücklicher Weise meine Erwartungen nicht vorangeeilt sind“. Im nächsten Sommer las er ein Privatum über neueste und ein Publikum über rheinische Geschichte. Die verschiedensten historischen Perioden, auch alte Geschichte, behandelte er in den folgenden Jahren in seinen Vorlesungen, neben denen er auch schon Übungen ankündigte. Eine ausgedehnte akademische Wirksamkeit aber wurde ihm durch die große Zahl älterer Kollegen erschwert; als historische Professoren waren damals in Bonn Hüllmann, Arndt und Loebell angestellt; neben ihnen lasen zuweilen auch A. W. Schlegel und der Geograph Mendelssohn über politisch historische Thematika und regelmäßig Bernd über historische Hilfswissenschaften; gab Hüllmann wegen seines Alters bald seine Lehrthätigkeit auf, so traten 1842 Aschbach und Dahlmann in den Lehrkörper ein. Welch breite und tiefe Wirkung Dahlmanns Vorlesungen übten, hat Sybel selbst nachdrücklich betont; „da fiel, erzählte er 1888, für den jüngsten Dozenten wenig ab, und statt nun doppelten Fleiß auf die Vorlesungen zu wenden, that ich nur das Notwendigste und wandte mich neuer Schriftstellerei zu“.

In Fortsetzung seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges schilderte er die Anfänge des in ihm begründeten Königreich Jerusalem und die Ursachen des zweiten Kreuzzuges und seines Mißlingens; auch hier bewies er die Unhaltbarkeit der bisher nachgeschriebenen Erzählungen des Wilhelm von Tyrus und beleuchtete scharf die Eigentümlichkeiten und Schwächen der mittelalterlichen Religiosität¹⁾. Schon vorher hatte den Rheinländer der Gedanke gefesselt, seine Studien der reichen historischen Entwicklung seiner Heimat und zwar zunächst der

¹⁾ S. namentlich den Schlußsatz seines Aufsatzes über den zweiten Kreuzzug. Interessant sind auch nach dieser Richtung einige Ausführungen in seiner Antrittsvorlesung über Adalbert von Bremen; von seinen damaligen kritischen Studien über die deutsche Geschichte des 11. Jahrhunderts legt, wie diese und eine Rezension der Schrift Giesebrechts über die Altaicher Annalen, auch eine in seinem Nachlaß befindliche Abhandlung über die Glaubwürdigkeit des Benzo Zeugnis ab.

Hauptstadt des Niederrheins zuzuwenden, und Ranke und Voebell billigten diesen Plan einer Kölner Stadtgeschichte. „Nicht jedem“, schrieb ihm Voebell, „würde ich so unbedingt dazu raten, namentlich denen nicht, welche über dem Vertiefen in das Detail eines verhältnismäßig engen und beschränkten Kreises das Allgemeine leicht vernachlässigen und vergessen. Sie aber, vermöge jener Fähigkeit, die ich an Ihnen rühmen mußte, mehrere neben einander zu treiben, werden dies gewiß nicht; schon das mehrseitige Interesse, welches Sie an der Kunst nehmen, wird Sie vor einer solchen Einseitigkeit bewahren, und in besonderem Bezug auf die Geschichte der Beruf, den Sie vor Augen haben. Und dann ist wohl nichts heilsamer und nichts, meine ich, zugleich entschiedener bewahrend vor der Gefahr, sich in Abstraktionen und hochtönenden Formeln zu verlieren, als ein so besonderes Studium, zumal wenn, wie es bei Ihrem Gegenstand der Fall ist, die nahe Berührung, in der es zu uns steht, ihm ein lebendigeres Interesse gibt als das bloß gelehrte.“ Daß Sybel in dem hier bezeichneten Sinne seine Forschungen über rheinische Geschichte betrieb, daß er auch bei ihnen allgemeine und nationale Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen suchte, beweisen deutlich sein Aufsatz über Erzbischof Konrad von Hochstaden und die Kölner Bürgerschaft und mehrere kleinere Beiträge, die er zu den Jahrbüchern des eben damals gegründeten Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland beisteuerte. Er wurde dabei auch zu Forschungen über die älteste Geschichte der Franken getrieben, und auch hier beschränkte er sich nicht auf eine Untersuchung der ihm zunächst aufstoßenden Fragen, in welche Zeit die älteste Rechtsaufzeichnung der Franken zu setzen, wie sie und die Stellung der deutschen Untertanen im römischen Reich aufzufassen sei; um sie aufzuklären, unternahm er eingehende Studien über die Verfassungsverhältnisse der alten Germanen, als deren Frucht er 1844 sein zweites größeres Buch über die Entstehung des deutschen Königthums veröffentlichte.

Wie in seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges Rankes Anregung, so ist in diesem seinem zweiten Buch eine Nachwirkung

der juristischen Studien bemerkbar, die er unter Savigny begonnen hatte; noch deutlicher aber als in jener tritt hier seine selbständige, von der Art seiner Berliner Lehrer abweichende Behandlung historischer Probleme hervor. Und ausdrücklich stellte er sich dabei in Gegensatz zu einem dritten von ihm hoch verehrten Meister, zu Jakob Grimms Lehre von der Continuität der deutschen Zustände. Nach den Aussagen Caesars glaubte er in dessen Zeit bei den Germanen wohl Kulturfähigkeit, nicht aber Kulturformationen annehmen zu dürfen, wie sie Grimm bei ihnen voraussetzte; „unter halbnomadischen Formen“ waren bei ihnen nach Sybels Ansicht „nur einzelne Elemente wahrer Selbstständigkeit, eines Kultus und eines Staates zu erkennen“. Er ging dabei von einer Erörterung der agrarischen Verhältnisse aus und stützte seine Auffassung durch Berufung auf die kurz zuvor erschienenen bahnbrechenden ersten Forschungen von Hantsen; namentlich schien ihm auch die Völkerwanderung nur verständlich zu sein, wenn, wie er nachzuweisen unternahm, auch bei den Germanen damals nur eine halbnomadische Agrikultur und im Zusammenhang damit eine nicht auf räumliche, sondern auf geschlechtliche Verbände begründete Verfassung bestand. Die Geschlechtsverfassung aber enthielt, wie Sybel weiter entwickelte, in ihrem ungetrühten Bestande nicht die Keime für wesentliche Fortschritte des staatlichen Lebens; solche wurden erst herbeigeführt, als die germanische Natur durch römische Kultur befruchtet wurde, als „kräftige Individuen auf römischem Boden aus Motiven römischer Art die Teile der nachherigen Völker um sich sammelten“. Aus der Betrachtung des Ursprungs der Monarchien der einzelnen germanischen Völker und der in ihnen den Königen zustehenden Rechte glaubte Sybel folgern zu müssen, daß die Aufnahme römischer Formen maßgebend für die Entstehung des Königtums war.

Bei der Art der Quellen und der neueren Litteratur über die alten deutschen Verhältnisse ist es sehr begreiflich, daß Sybels Erörterungen sehr verschiedene Aufnahme fanden. Er selbst berief sich bei einzelnen wichtigen Fragen auf Einwendungen, die von früheren Forschern gegen die herrschenden Ansichten

geltend gemacht waren; wie er, hatte schon vorher fremde Einflüsse auf die politische Entwicklung der Germanen Heinrich Leo betont, und so begrüßte dieser¹⁾, trotz mancher von beiden Seiten hervorgehobener Differenzen, den Schlußteil von Sybels Buch mit der „freundigen Einstimmung, die man empfindet, wenn teils rätselhaftes plötzlich gelöst, teils geahntes oder auch erkanntes Licht, zu dessen Weiterverbreitung es nur zunächst noch an Zeit oder Lust fehlte, mit einem Male in schönster Klarheit von einem anderen aufgestellt sieht“. Auch öffentlich bezeichnete er das Werk des „durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten“ Verfassers als eines der anregendsten, das seit lange über älteste deutsche Geschichte erschien. Aber auch lebhafter Widerspruch erhob sich gegen Sybels Ausführungen; ihm gab besonders Georg Waiz bedeutamen Ausdruck.

Zugleich erquicklich und lehrreich ist es, die Debatte zu verfolgen, welche Beide damals in ihren Briefen und vor der Öffentlichkeit in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft führten, die unter ihrer Beider lebhafter Teilnahme ein anderer Schüler Ranke's, Adolf Schmidt, herausgab. Beide hatten zuvor nichts davon gewußt, daß sie gleichzeitig mit verwandten Arbeiten sich beschäftigten, daß in demselben Jahre, in dem Sybel seine Entstehung des Königtums, Waiz den ersten Band seiner deutschen Verfassungsgeschichte veröffentlichen würde. Ranke war über dies auch ihm unerwartete Zusammentreffen seiner beiden Schüler auf demselben Gebiet etwas betroffen; sie aber hofften Beide, es werde dadurch die Sache gefördert werden, „der es allein gelten kann“. Daß nur die Liebe zu ihr ihn leite, schrieb Waiz²⁾, werde Sybel hoffentlich aus der Art erkennen, in welcher er ihm entschiedene Opposition mache. „Einen ehrlichen Kampf auf dem Gebiete der Wissenschaft, fern von Persönlichkeiten, scheue

¹⁾ In einem Briefe vom 24. September 1844; seine Besprechung siehe in demselben Jahrgang der Jahrbücher für wiss. Kritik 2 Sp. 379 ff.

²⁾ Am 29. Sept. 1844. Andere oben angeführte Äußerungen sind Briefen von ihm vom 16. Jan. und 20. Juli 1845, solchen Sybels vom 2. August und 1. Dez. 1844 und den Aufsätzen Beider im 3. Band von Schmidt's Zeitschr. für Geschichtswissenschaft entnommen.

ich nicht und werde auch jede Beurteilung meines Buches von Ihnen mit Dank hinnehmen“. Sybel antwortete ihm, er habe nach vollständiger Lektüre des Buches von Waiz dessen Opposition erwarten müssen; „aus Ihren Ansichten über deutschen Grundbesitz folgt notwendig der reinprivatrechtliche Charakter der Geschlechter und eine eminente Beschränkung meines Systems. Gerade über den Grundbesitz habe ich aber nun beinahe nur meine Resultate gegeben, und es ist mir sehr recht, die Stärke meiner Beweise an einem Gegner, wie Sie sind, zu prüfen“. Er bat Waiz nur in der Rezension am Ausführlichsten auf die in dem letzten Abschnitt seiner Schrift erörterten Fragen einzugehen, die Waiz in dem ersten Band seines Buches noch nicht behandelt habe. „Dies übertrifft das meinige durchweg an Ausführlichkeit des Beweises, an direkter Angabe aller Mittelglieder; so weit es geht, setzt es allein, auch ohne Ihre Rezension, das meinige in die Defensiv. Ich würde Ihnen also dankbar sein, wenn die Rezension Ihr Buch weniger schützte, wozu Sie keinen Anlaß haben, als vervollständigte, wodurch meiner Ansicht nach die Fruchtbarkeit unseres Streits nur gewinnen kann. Schreiben Sie scharf und ohne Schonung und erlauben mir nur dasselbe; vor Personalien sind Sie auch bei mir sicher, und das Gewächs der Höflichkeit ist auf diesen Feldern überall nur ein Unkraut.“ „Ich kann auch meinerseits nur Ihre Versicherung zurückgeben, daß ich an Ihren Arbeiten mich überall erfreut und gestärkt habe, daß, wenn ich meiner wissenschaftlichen Herkunft gedachte, es mir immer ein angenehmer Gedanke war, mit Ihnen auf demselben Boden herangewachsen zu sein. Und so hoffe und wünsche ich, daß unsere Fehde dem freundschaftlichen Verkehre, der sie ins Leben gerufen, eher förderlich als nachtheilig sein werde.“

Daß dieser Wunsch in Erfüllung ging, hebt auch Waiz in seiner Selbstbiographie hervor; in ihren Aufsätzen und ihren Briefen zeigt sich, wie sie sich gegenseitig schätzten, so nachdrücklich ein jeder des anderen Ansichten bestritt, so deutlich dabei auch die Verschiedenheit ihrer beiden Naturen hervortrat. In seinem unten abgedruckten Nachruf auf Waiz hat Sybel

aus dem Grundzug seines Wesens, seiner strengen Gewissenhaftigkeit das Mißtrauen von Waiz gegen jedes Résumé, jedes abschließende Wort erklärt, da „ein jedes ihm an irgend einem Punkte den Aussagen der Quellen nicht genug zu thun schien“. Schon diese Grundstimmung flößte ihm Bedenken gegen Sybels Verfahren ein; trotz vieles Trefflichen, das er bei dessen Arbeiten anerkannte, fand er sie „eminent einseitig“, und für durchaus unrichtig hielt er die hier aufgestellten Behauptungen über die Geschlechtsverfassung der alten Deutschen und den Einfluß der römischen auf die deutsche Entwicklung. Auch Sybel legte nun großen Wert darauf, daß, wie er gleich in seinem ersten Briefe an Waiz schrieb, „Strenge und Methodik in der Behandlung der einzelnen Quellen nicht bei der Durchführung großer Hypothesen versehrt“ werde und „sich in der Sichtung des überlieferten Thatbestandes keine vorgefaßte Ansicht zu früh geltend“ mache; aber hauptsächlich kam es ihm darauf an, sich und seinen Lesern Klarheit über den Zusammenhang der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der Germanen zu verschaffen, mit Hilfe „leitender Gedanken, die nicht bloß Gelehrsamkeit, sondern eine tiefeingehende Sachkunde voraussetzen“. Daß solche „den ganzen Reichthum des Stoffes durchdrangen und ihn mit mathematischer Notwendigkeit zum System zusammenschlossen“, darin sah er ein hervorragendes Verdienst von Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte; er war mit Waiz darin einverstanden, daß Eichhorns Ansicht über den Einfluß des Gefolgewesens unhaltbar, daß nicht aus ihm die Völkerwanderung zu erklären sei; deshalb glaubte er nun aber Eichhorns ganzes System verwerfen, eine andere nicht minder in sich zusammenhängende Anschauung der Entwicklung der alten Germanen an seine Stelle setzen zu müssen. Und ihn irrte dabei auch nicht, daß Waiz an Jakob Grimms Worte erinnerte gegen das Streben, „Anlässe jüngerer Entlehnung aufzuspüren damit der Heimath alle Kraft und Sehne des Hervorbringens abge schnitten würde“, und daß er ihm vorhielt, seine Behauptungen führten dazu, die Deutschen den Schwarzen gleichzustellen, die „jeder eigentümlichen Entwicklung unfähig

erscheinen und nur in den Formen, mit den Elementen europäischer Civilisation hier und da zur unabhängigen Herrschaft gelangt sind“. Sybel bemerkte demgegenüber, nicht die Bildungsfähigkeit der Deutschen, sondern die ihrer ältesten Verfassung habe er bestritten; ebensowenig auf dem Gebiete der Politik wie der Religion sei es „schimpflich für ein Volk fremde Erzeugnisse zu wahren Gewinne sich anzueignen. Das Wesentliche ist, daß man durch den Trieb zur Bildung seiner Anlagen, und durch die Benutzung des Unterrichts seinen Beruf beurfunde. Wer sich hiervon einmal überzeugt hat, wird bei jeder Berufung an sein patriotisches Gefühl völlig unberührt bleiben. Der beste Patriotismus ist nichts anderes als klare Einsicht in die starken und schwachen Seiten seiner Nation, und legte die Geschichte, was auch ich für die Germanen in keiner Weise zugebe, vornehmlich von den letzteren Zeugnis ab, so würde das bloß patriotische Zudecken derselben ebenso unwissenschaftlich als unpatriotisch sein. Waig fürchtet, daß meine Behauptungen geeignet seien, eine Vergleichung der deutschen Reiche vom Jahr 500 mit den Neger- und Mulattenstaaten Amerikas zu veranlassen: ich kann nur erwidern, daß die Statthaftigkeit dieses Vergleichs unbestreitbar sein wird, wenn nach einem Jahrtausend die westindischen Neger auf uns zurücksehen dürfen, wie wir auf die Augusteischen und Konstantinischen Zeiten“. Wie in seinem Buche zeigt sich auch in diesen Ausführungen, in denen er die gegen ihn gerichteten Angriffe zurückzuweisen suchte, das dialektische Talent von Sybel, mit dem er die logischen Konsequenzen der eigenen und der gegnerischen Anschauungen scharf beleuchtete; den Zusammenhang der Entwicklung mit Sachkunde begreiflich zu machen, war das Ziel, was er auch bei allen kritischen Erörterungen einzelner Fragen stets fest im Auge behielt. Und dies sein Streben erkannte nun auch ein Beurteiler seines Buches an, dem dessen Hauptresultat zwar „kein falsches, aber ein einseitiges“ zu sein schien. L. Stein erklärte¹⁾, es sei „nicht richtig, das Königtum nur aus dem

¹⁾ S. seine Besprech. in d. Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1845 n. 102 ff. c. 809 ff.

Gesichtspunkt des Verfassers zu entwickeln, aber ebenso wenig richtig, diesem Gesichtspunkt nicht seine volle Berechtigung widerfahren zu lassen“. Er bezeichnete es als ein „hohes Verdienst“ des Verfassers, daß er „es mutig unternommen, in den Atomen der Geschichte und der Quellen Gesetze zu suchen“ und „auf den inneren quellenden Strom der Entwicklung hingewiesen und ihm seinen Platz gewonnen“ habe.

Nach ihrem Stoff, seiner Behandlung und ihrer Wirkung waren wesentlich die beiden ersten Bücher Sybels von einander verschieden; doch lassen wohl schon diese Bemerkungen auch verwandte Hüge und namentlich den in beiden hervortretenden Gegensatz des Verfassers gegen romantische Geschichtsauffassung erkennen. Man hat darin eine rationalisierende Tendenz bei ihm gesehen, und richtig verstanden enthält dieses Wort eine Wahrheit; wie sehr sich aber seine Anschauungen von den rationalistischen unhistorischen Ansichten unterschieden, die im vorigen Jahrhundert vorwalteten und noch in unserem weite Kreise des deutschen Bürgertums beherrschten, das bezeugte deutlich die gleichfalls 1844 von ihm veröffentlichte Besprechung des in diesen Kreisen am höchsten gepriesenen historischen Werks, der Schlosserschen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Auch Sybel war nicht blind gegen Schlossers Vorzüge; er hatte in seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges anerkennend der „sehr bemerklichen Opposition“ Schlossers gegen die Darstellung des Wilhelm von Tyrus gedacht, und als er den zweiten Band der Geschichte des 18. Jahrhunderts kennen lernte, 1841 über ihren Verfasser an seinen Vater geschrieben: „Er hat einen ganz sonderlichen Haß gegen Spekulation, die er Mystik und überchwänglich taugt, und das Leben der Vornehmen, der guten Gesellschaft andererseits; letzterer läßt er kein gutes Haar, und da liegt auf der Hand, wie übel etwa unsere vornehmen Pietisten bei ihm wegkommen. Es ist der Ostfriesländer, wie er leibt und lebt, ein fester solider Menschenverstand, eine feste eckige Kraft, ein Mensch, der das Reelle greiflich in Händen haben will. Aber obgleich alle höhere Gesichtspunkte fehlen, höchst respektabel in seiner Derbheit, Gelehrsamkeit und Geradheit. Zu

Ranke ist er der größte Gegensatz, den man sich denken kann, aber ich wüßte unter den jetzt lebenden Historikern keinen dritten neben ihnen.“ Als aber der dritte Band der Geschichte des 18. Jahrhunderts erschien, glaubte Sybel die Mängel Schloffers besonders hervorheben zu müssen, um der Forderung entgegenzutreten, „Schlosser als Muster der Geschichtsschreibung anzuerkennen oder auch nur seinen Weg als die richtige Straße zur Erkenntnis zu preisen“. Zu diesem Zweck kritisierte er im Einzelnen die Darstellung der englischen Geschichte von 1760 bis 1784. Er rügte zunächst schon den „grämlichen Ton“, der als Zeichen unbestechlichen Urteils mehrfach Schlosser zum Verdienst angerechnet war. „Das historische Urteil, bemerkte Sybel solchen Äußerungen gegenüber, soll gerecht und unerbittlich sein, der Richter soll mit Ernst, aber, weil vor Allen er die positive durch keine Sünde zu vernichtende Seite zu beachten hat, mit Milde und stets ohne Ärger der Spruch erteilen. Mag es in ihm, während er das Unrecht kennen lernt, toben und brausen, man wird das mit Freude am Inhalt des Urteils erkennen; aber dessen beste Kraft und imponirende Ruhe muß verkümmert werden, wenn auch seine Form durch jene Gährung inficiert, wenn es mit Verdrießlichkeit und Leidenschaft hervorgesprudelt wird. Und nun vollends, wenn solche Reizbarkeit als Manier auftritt, wenn sie allmählich die Fähigkeit vernichtet, denselben Eifer wie zum Tadel auch zum Lobe mitzubringen, wenn sie endlich mit deutlichem Selbstgenügen sich in Befrittung und Vernichtung zu ergehen lernt. Ich wüßte mir keine lobenswerte Geschichtsschreibung zu denken, die nicht mit Ehrfurcht und Liebe an ihren Stoff heranträte, mit der Liebe, womit der Künstler jedes individuelle Leben, weil es ein solches ist, mit der Ehrfurcht, womit die Spekulation es betrachtet, weil es an seinem Teile ein Ewiges und Allgemeines repräsentiert. Aber von beiden Gefühlen weiß ich bei Schlosser nur seltene Spuren zu entdecken.“ Schlossers beste Fähigkeit sah Sybel in der „Kraft, von den verschiedensten Gegenständen sich nicht übermannen zu lassen: er behauptet in Nord und Süd, im Antiken und Modernen, sich selbst und seinen

Maßstab, und da seine Natur ursprünglich eine höchstgesunde ist, mußte dadurch das Entfernteste auf eine überraschende und ergiebige Weise der historischen Betrachtung erschlossen werden. Aber diese Kraft bedarf auch in jedem Augenblick ihrer Ergänzung, ihres Gegengewichts: sie muß von der Fähigkeit begleitet sein, überall sich an den Stoff wegzuschenten, in der Beschauung sich der eigenen Individualität zu entäußern, und so, ehe man ihn beurteilt, den innersten Kern der Dinge sich anzueignen — den Kern, von dem aus sich die organische Verbindung derselben von selbst ausndtigt. Erst aus der Ablösung beider Funktionen entspringt die vollkommene Geschichtschreibung und bei Herrn Schlosser hat die erste sehr früh das Übergewicht, und in diesem Augenblick ausschließliche Berechtigung erhalten. Von einer, im fruchtbaren Sinne, kontemplativen Stimmung ist nun bei ihm keine Rede mehr, von einer Stimmung, die allerdings darauf ausgeht, gegen jedes Objekt feste Stellung zu nehmen, die jedoch als ersten Schritt dazu die reine Freude am Daseienden als solchem betrachtet. Er aber freut sich keiner Kraft, ohne nach ihrer Anwendung, keiner Blüte, ohne nach ihrer Frucht, keines Genies, ohne nach seiner Tendenz zu fragen: er hat moralische Gesinnung, aber keinen ästhetischen Sinn, und diese Unvollkommenheit wird in geistigen Dingen genau so gefährlich wie die umgekehrte“. Eingehend legte Sybel dar, wie Schlossers „Eilfertigkeit, an jede Erscheinung eine Kritik in demokratischem Sinne anzuknüpfen“, ihn zu einer falschen Darstellung des Verhältnisses zwischen den englischen Adelparteien und dem englischen Volk und der Triebfedern der Erhebung Amerikas verleitete, wie ungerecht er eben deshalb Gibbon und Johannes Müller, Franklin und Burke beurteilte. Entschieden wies Sybel namentlich Schlossers Angriffe auf die beiden Letzteren zurück: auf Franklin, „diesen Menschen von nüchternen Formen und innerlichster Begeisterung, von raschen Gedanken und unwandelbarem Gefühl, von geschmeidiger Logik und unbestechlichen Grundsätzen“, der nur deshalb, weil auch er Diplomat war, „vor Schlossers Augen wenig Gnade fand“, und auf Burke, dessen Mängel auch Sybel nicht verkannte, dessen Redlichkeit,

Wärme und Kraft, dessen „volle Hingebung an die großen Interessen seines Landes“ er aber schon hier mit warmen Worten pries.

Begreiflicher Weise fanden diese Ausführungen Eybels bei Rankes Schülern und Gesinnungsgegnossen lebhafteste Zustimmung; ausdrücklich sprach Waitz sie ihm aus¹⁾, und Eichhorn wurde dadurch in seiner Wertschätzung Eybels so bestärkt, daß dieser jetzt zum außerordentlichen Professor befördert wurde. Von der Bonner philosophischen Fakultät war ein sehr günstiges Urtheil über Eybels „ausgezeichnete Kenntnisse, viele Fähigkeiten und echten wissenschaftlichen Sinn“ gefällt und die geringe Frequenz seiner Vorlesungen nur aus der Fülle historischer Vorträge in Bonn erklärt; eben deshalb aber hatte die Fakultät Bedenken gegen eine Beförderung Eybels in Bonn und ihn zu einer Anstellung an einer anderen Universität empfohlen. Eybel aber hatte gerade damals für seine Studien über rheinische Geschichte sich um Benutzung der Archive in Koblenz, Düsseldorf und Köln bemüht, und so war es für ihn doppelt erfreulich, daß er trotz der vom Minister noch im Februar geäußerten Bedenken nun am 29. April 1844 doch zum außerordentlichen Professor „vorläufig bei der Bonner philosophischen Fakultät“ ernannt wurde, um ihn „mittels dieser Beförderung dem preussischen Staatsdienst zu erhalten und ihn in den Stand zu setzen, sich mit um so größerem Erfolg der Bearbeitung der Geschichte der Rheinprovinz widmen zu können“.

Besonders erwünscht war diese Anerkennung seiner Leistungen Eybel auch deshalb, weil er schon als Privatdozent sich eine eigene Familie begründet hatte. In seinem letzten großen historischen Werk hat er des Darmstädtischen Ministerialrats Schhardt²⁾ gedacht, der zusammen mit seinem Chef du Thil mit Eifer und Erfolg für das Wohl des Großherzogtums thätig

¹⁾ In seinem Brief vom 16. Januar 1845.

²⁾ S. Begründung des deutschen Reichs I, 89. Eingehend schilderte E.'s Thätigkeit Fink im Gewerbeblatt f. d. Großherz. Hessen 1867 n. 2; seine Schriften verzeichnet Seiberg, Westfälische Beiträge zur deutschen Geschichte I, 146 ff. 412.